

Abonnements-Preis

Durch die Post
und die Verräger:Jährlich . . . Fr. 9.—
Halbjährlich . . . „ 4.50
Vierteljährlich . . . „ 2.30

Briefe und Gelder franco

Postcheck VIIIb 394

— Telefon 5 —

Volkswort

aus dem Bezirk Andelfingen

Anzeiger des Bezirkes Andelfingen, der angrenzenden Gemeinden des Bezirkes Winterthur und des Kts. Thurgau

Druck und Verlag von W. Hepting, Buchdruckerei in Andelfingen.

Einrückungs-Gebühr

Die 6-spaltige Petitzeile oder
deren Raum 16 Cts.

Einsendungs-Termin:

Bis Dienstag und Freitag
Morgen 9 Uhr

Erscheint

Dienstag und Freitag

— Telefon 5 —

1923

Inserate nehmen entgegen sämtliche bedeutenderen Annoncen-Expeditionen der Schweiz.

46. Jahrgang.

Drittes Blatt.

Die Futternot vor 30 Jahren.

Der Frühling und Sommer 1893 waren ganz abnormal, von Erde März an waren fast keine Niederschläge, dafür aber ein trockener Bize mit wenig Morgentau. In einer Stamtagnacht — vom 7. zum 8. Mai — ist im Tal die ganze Blütenpracht total erfroren, während in höheren Lagen alle Obstbäume eine Voll-ernte versprochen und auch lieferten. Die Bauern im Tal konnten im Herbst Birnen und Äpfel für Fr. 2.50 bis Fr. 3.— die 100 Kilo genügend einkaufen.

Schon im Mai wurden Klagen über Futternot laut, die Viehmärkte wurden überfüllt und das Vieh zu Schleuderpreisen verkauft. Im Jura waren junge Pferde, Rinder und Schen zu 100 bis 200 Fr. zu kaufen. Die Heutrocken waren so fürchtbar klein, so daß allgemein der Ruf nach Bundeshilfe laut wurde. Der Bundesrat verordnete die Zollrückvergütung auf Maiskörn und Futtermehl, bewirkte bei den Bahnbetrieben eine Reduktion auf Heu und Stroh und legte auf die Ausfuhr dieser Artikel einen Zoll von Fr. 50.— pro 100 Kilo. Alle möglichen und unmöglichen Vorschläge zur Vinderung der Futternot wurden gemacht: Der Truppenzusammenschluss sollte für 1893 nicht gehalten und mit dem dadurch ersparten Geld Futtermittel eingekauft werden. Es wurde die Bewilligung des Rechtsstillstandes und die Herabsetzung des Hypothekenzinsfußes für die besonders notleidenden Gegenden verlangt. Der schweizerische Gesandte in Washington wurde beauftragt, die Seubeschaffung aus Amerika einzuleiten. Die landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände und Hauptvereine, die landwirtschaftliche Abteilung am Polytechnicum Zürich, die kantonalen Landwirtschaftsdirektoren und die Vorstände der landwirtschaftlichen Schulen wurden im September zu einer zweitägigen Konferenz unter dem Vorsitz von Abteilungs-chef Franz Müller nach Bern einberufen. Die Herren beauftragten die Konferenzen kantonalen Wanderlehrer, die in der Folge die Landwirte über die richtige Verwendung der vorhandenen und der zugekauften Futtermittel, über zweckmäßige Stallrichtungen zur Erspareung von Streu u. Stroh aufzuklären hätten (Misperrgitter). Die Zollrückvergütung auf Kraftfuttermittel und die finanzielle Beteiligung des Bundes zur Vinderung der Futternot wurde dringend empfohlen.

Der Bundesrat gab diesen Anregungen Folge, es wurden Wanderlehrerkonferenzen für die deutsche Schweiz in Zürich und für das Weltchland in Lausanne veranstaltet und die agrifulturmische Anstalt in Zürich machte Heuanalysen, um die Landwirte auf den vorzüglichen Nährwert des 1893-er Futters aufzuklären. Ende Dezember genehmigte die Bundesversammlung die Verordnung des Bundesrates, und den Kantonen wurden 50 Prozent der Kosten, die ihnen zu Gunsten der Landwirte erwachsen sind, — durch Ermäßigung der Futterpreise und Übernahme der Transportkosten — rückvergütet. Die gesamten Aufwendungen des Bundes zur Bekämpfung der Futternot vom Jahre 1893 belaufen sich auf Fr. 859 832.—, eine für damals hohe Summe.

Was war dann das Ende des Viebes? Auf die ganz kleinen Heutrocken kam ein guter Embertag, die Chamer Milchfabrik erhöhte den Milchpreis für die Lieferanten von 11 auf 14 Fr. per 100 Kilo. Bei dem vorzüglichen Winterfutter gaben die Kühe mehr Milch, als im Sommer. Schon Ende März 1894 mußten die entfernten Lieferanten ihre Milch verkaufen lassen, weil die Fabrik das große Quantum nicht mehr bewältigen konnte. — Der Preis der Käseeremilch ging auf Fr. 13.— und in den folgenden Jahren sogar auf Fr. 12.— und 11.— zurück, und erst zehn Jahre später wurde der Preis vom Winter 1893/94 mit Fr. 14.— wieder erreicht. („Schweizer Bauer“)

Von der Bewohnbarkeit der Planeten.

Unter diesem Titel bringen die „Basl. Nachr.“ eine offenbar aus der Feder eines Fachmannes stammende, sehr interessante Abhandlung, der wir im Nachstehenden folgen.

Gelegentlich, so wird eingangs gesagt, begegnet man beim Laienpublikum, mehr beim denkenden als beim gedankenlosen, der Frage, ob wohl auch andere Planeten und Himmelskörper von menschenähnlichen Wesen bewohnt sind. In der Tat läßt sich vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus durchaus nicht einsehen, weshalb unter den Millionen von Himmelskörpern gerade die Erde eine bevorzugte, eine einzigartige Stellung einnehmen sollte. Die Frage, ob es als allgemeine Regel anzunehmen ist, daß die Planeten und Sterne in ähnlicher Weise bevölkert seien wie die Erde, ist für unsere Weltanschauung von Bedeutung, denn die Art ihrer Beantwortung bestimmt unsern Platz in der Schöpfung. Viele Menschen halten die Auffindung von Beweisen für die Existenz von Leben auf andern Weltkörpern für eine der Aufgaben der astronomischen Forschung. Für diese muß es niederschmetternd sein zu erfahren, daß die Erlangung einer Gewißheit hierüber ganz hoffnungslos erscheint, so hoffnungslos, daß die Frage aufgehört hat, die Astronomen zu beschäftigen. Dem Geiste der heutigen Wissenschaft widerstrebt die Spekulation über Fragen, deren Beantwortung auf wissenschaftlichem Wege nicht zu finden ist. Immerhin werden die Astronomen gut daran tun, die Spekulation der Denker zu leiten und einzuschränken. Dabei zeigt es sich, daß, wenn die Forschung über die wirkliche Existenz von Lebewesen auf andern Himmelskörpern nichts ausrichten vermag, sie immerhin über die Möglichkeit einer solchen Existenz ziemlich weitgehende Aussagen machen kann. Organische Wesen von der Art des Menschen, der Tiere oder der Pflanzen benötigen zu ihrer Existenz auf alle Fälle Luft und Wasser und können zudem nur innerhalb eines ziemlich eng beschränkten Temperaturbereiches leben. Und wenn wir annehmen, daß auch auf andern Himmelskörpern die Bedingungen für Lebewesen ähnlich sein müssen wie auf der Erde, so beruht diese Anschauung auf der innerhalb der irdischen Verhältnisse gewonnenen Erkenntnis, daß die Natur des organischen Lebens nicht sehr anpassungsfähig, sondern nur innerhalb ziemlich enger Grenzen existenzfähig ist.

Doch, welche Hilfsmittel hat die Astronomie, um die Frage nach der Bewohnbarkeit der Himmelskörper zu beantworten? Für einen einzigen außer der Erde kann man das Problem direkt mit dem Fernrohr lösen, für unsern Mond. Dieser hat weder Wasser noch Luft in merklicher Dichte, er mangelt somit der Hauptvoraussetzungen für organisches Leben; da ihm die schützende und zerstreuliche Luftschicht fehlt und er sich in vier Wochen einmal um seine Achse dreht, so wird der Boden während der 14 Tage ununterbrochener Sonnenbestrahlung auf über 100 Grad Celsius, also über Siedetemperatur, erhitzt; während der gleich langen Mondnacht sinkt seine Temperatur nahezu auf die des kalten Welt- raumes, die man zu — 273 Grad Celsius annimmt. Sonach bewegen sich auch die Temperaturen auf dem Mond in Schwankungen, die die Existenz von Lebewesen als unmöglich erscheinen lassen, und die Beobachtungen des englischen Astronomen W. S. Pickering, der im Fernrohr das Aufblühen einer ganzen Mondvegetation während eines zweiwöchentlichen Mondtages beobachtet haben will, sind daher mit einer guten Dosis Skepsis aufzunehmen. Für alle weiter als der Mond entfernte Körper vermag die direkte Fernrohrbeobachtung bei der Entscheidung der Frage nach der Bewohnbarkeit resp. nach den drei Hauptbedingungen Luft, Wasser und Temperatur. Hier muß dann die spektroskopische Untersuchung des zu uns gelangenden Lichtes eingreifen; sie vermag uns in Verbindung mit andern physikalischen Überlegungen Kunde zu geben von den dort auftretenden chemischen Elementen und ihrem Temperaturzustand. Einer Zusammenfassung des heutigen Stan-

des unseres Wissens, die der bekannte Klimatoge Prof. Köppen in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ gibt, entnehmen wir das folgende über die Klimate und die Bewohnbarkeit der Planeten.

Die äußeren vier Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun besitzen trotz ihren großen Massen ein so geringes spezifisches Gewicht, daß ihre Oberfläche jedenfalls gasförmig ist und gar keine feste Kruste besitzt; sie scheiden also für eine Bewohnbarkeit im Sinne irdischer Wesen schon aus dem Grunde aus, außerdem aber auch noch aus verschiedenen andern Gründen. Ganz anders steht es mit den inneren Planeten, von denen die Erde der größte und dichteste ist. In beiden Beziehungen kommt ihr Venus am nächsten, während Merkur der kleinste ist und Mars die geringste Dichte besitzt. Alle diese Planeten haben feste Oberflächen, deren Temperatur, wie bei der Erde, von der Bestrahlung durch die Sonne und der Existenz und der Beschaffenheit einer Atmosphäre bestimmt ist. Die leuchtenden Sonnenstrahlen werden beim Auftreffen auf die Oberfläche zum großen Teil verschluckt und von dieser als unsichtbare Wärmestrahlen wieder ausgegeben; je mehr nun in der Atmosphäre Gase enthalten sind, die wie das Glas die sichtbaren Lichtstrahlen leichter durchlassen als die dunkeln Wärmestrahlen, umso mehr wird von dieser Strahlung zurückgehalten, was man als die „Treibhauswirkung“ der Luftschicht bezeichnet. Vor allem Wasserdampf und Kohlenäure besitzen die genannte Eigenschaft. Aus ihrem Innern, das wohl als zähflüssige Masse anzusehen ist, erhalten diese Planeten, wie auch die Erde, fast keine Wärme, da die Wärmeleitfähigkeit der Gesteine sehr gering ist. Vom Merkur nimmt man an, daß er der Sonne immer dieselbe Seite zukehrt; infolgedessen herrscht auf der Sonnenseite eine solche Hitze, daß alle Stoffe, die eine Atmosphäre bilden können, dort verdunsten und auf der Nachtseite in der Temperatur des Welt- raumes erstarrt sein müssen. Ganz anders verhält es sich mit der Venus. Aus ihrem Dichte müssen wir schließen, daß sie eine Atmosphäre besitzt, die dauernd von wolkenartigen Gebilden erfüllt ist, sodaß eventuelle Venusbewohner überhaupt nie die Sonne und die Sterne erblicken könnten. Wie sich unter dieser Wolfendecke die Temperaturen an der Oberfläche des Planeten und in seinen wahrscheinlichen Meeren gestalten, wissen wir gar nicht; wir können nur sagen, daß sie zweifellos höher sein müssen als auf der Erde, jedoch nicht so, daß nicht in bestimmten Lagen organisches Leben denkbar wäre. Aus den allerneuesten Forschungen amerikanischer Astronomen ist hier jedoch beizufügen, daß die Atmosphäre der Venus weder Sauerstoff noch Wasserdampf in nennenswerten Mengen enthält, sodaß Lebewesen dort ganz anders organisiert sein müßten als bei uns.

Wieder anders als bei der Venus steht es beim Mars, unserm Nachbar auf der andern Seite. Eine Atmosphäre besitzt er, doch scheinen kaum jemals Wolken seine durchsichtige Atmosphäre zu trüben; trotz der größeren Entfernung wird also die Sonnenstrahlung dort noch große Kraft haben, während in der Nacht und in den langen Wintern außerordentlich hohe Kältegrade entstehen müssen. Am meisten Aufschluß über die Temperaturverhältnisse geben die weißen Partien an den Polen, die als Felder von Schnee oder dickem Eis gedeutet werden; zur Winterszeit des betreffenden Jahres sind sie in ständiger Wachen, während sie im Sommer mehr oder weniger stark weggeschmelzen. Da man diesen Schmelzgebieten eine Temperatur in der Nähe des Gefrierpunktes zuschreiben, andererseits aber auch die auf den Mars auftretende Sonnenstrahlung und aus beiden das Absorptionsvermögen der Marsatmosphäre bestimmen kann, so ist es auch gelungen, die mittlere Jahresrestemperatur für die verschiedenen Regionen der Marsoberfläche zu berechnen. Dabei hat man gefunden, daß sogar am Äquator die Temperatur im Jahresdurchschnitt unter Null bleibt, daß also sogar dort sibirische Temperaturen herrschen, von den „gemäßigten“ und polaren Zonen ganz zu schweigen. Diese

Feuilleton.

Der Bergkurz.

(Von Rudolf Kleinede.)

Aber nun ging das Leiden an. Erst das monatelange Siechtum und der Tod des Vaters. Darnach die Geburt der kleinen Broni, die ihrer Mutter bald das Leben gekostet hätte, so daß diese monatelang zwischen Leben und Sterben lag. Und kaum war das überwunden, schlug ein fallender Baum im Holzschlag den Marterlmichel, Runds Vater, zu Boden und riß ihm den linken Arm so sauber vom Leibe, daß ihn der Doktor nicht einmal mehr zu amputieren brauchte. Natürlich brachten sie den verunglückten Holzknicht, da sie ihn in der Minderhütte im Holzwald doch nicht konnten liegen lassen, und der ein eigenes Haus nicht hatte, auch zum Hartelbauer — ins „Spitalhäusl“, wie es nun schon im Dorf hieß. Bis endlich alle wieder gesund waren, war das wenige Bargeld aufgebraucht, die Wirtschaft vernachlässigt und der Hartelbauer mußte eines Tages in das Städtchen hinauswandern, um durch Vermittlung eines Winkelschreibers Geld aufzutreiben, damit er wenigstens die drückendsten Schulden und die längst rückständigen Steuern begleichen konnte.

Da kamen nun die finsternen Gedanken wieder, die er einst vom Seimweh gequält, in der Gewerkschaft gesponnen hatte — die Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose und der Neid gegen alle, denen es besser ging.

Und als drittes war nun auch seit längerem das Mißtrauen da — das Mißtrauen gegen seinen Schwiegervater und gegen sein eigenes Weib.

Der alte Marterlmichel war seit seiner Verunglückung im Hartelshofe geblieben. Rundi hatte den Bauern gar so inständig darum gebeten und der Sepp hatte es anfangs auch für ganz selbstverständlich gefunden. „Wo sollt' er denn auch hin?“ sagte er. „Häusl hat er kein's, und ein Einhandl taugt schlecht zum Holzknicht.“ Der Alte machte sich auch, so viel er konnte, im Hause nützlich, jede Arbeit, die er mit seiner einen Hand bezwingen konnte, tat er unbedröffen und betreute, wenn die Rundi auf den Acker mußte, die kleine Broni so sorgsam, daß es die Mutter selbst nicht hätte besser machen können.

Als aber die Zeiten immer schlechter statt besser, die auflaufenden Zinsen für das geborgte Geld immer unerschwinglicher wurden, begann der Hartelbauer die Anwesenheit des Schwiegervaters doch wie eine Last zu empfinden. Was nützte es ihm, daß der Alte hie und da für die Botengänge oder für sein Marterl- und Grabkreuzmalen ein paar Kreuzer ins Haus brachte — in der Zwischenzeit verpaffte er doch sicher zehnmal so viel mit seiner ewig brennenden stinkenden Pfeife! Woher hatte er das Geld dazu, wenn nicht von der Rundi? Und dann beim Essen! — Naun, daß der Alte ein paar Bissen zu sich nahm — wie konnte der große starke Mann aber satt sein, wenn ihm nicht die Rundi die besten Bissen bereits heimlich zugesteckt hatte?

Bisher hatte der Hartelbauer das alles nur geargwöhnt, heute, als er unermüdet und unbemerkt von den andern vor der halboffenen Tür gestanden war, hatte er's mit eigenen Ohren gehört. Freilich hatte es sich nur um wenige Kreuzer gehandelt, „aber“ — so dachte der Bauer — „morgen sind's vielleicht zehn, und ein anderes Mal ist's ein Gulden!“

„Und alles heimlichertweis,“ murmelte er nun, wie er so

im Walde saß und auf sein Haus hinabsah. „Ich kann mich plagen und schinden und konn' zu mir, und er lebt wie der Gas im Krantader.“

Wütend schlug er mit der Faust nach einer goldglänzenden Fliege, die ihm um die Nase summt, dann zog er ein zerknülltes Papier aus dem Hosensack und breitete es vor sich aus. Doch schien die Lektüre seine Stimmung in nichts zu bessern. Im Gegenteil. „So, da liegt jetzt,“ schrie er, als er mit einem Schläge, der einen Schen hätte betäuben können, das zudringliche Insekt endlich zu Boden geschleudert hatte. Und, auf die Unterschrift auf dem vor ihm ausgebreiteten Papiere deutend, flüchte er hinzu: „Ich möcht' nur, ich könnt's dem da auch so machen!“

Als er in der Mittagszeit in schlechtesten Laune auf den Hof trat, kam ihm sein Schwiegervater mit strahlendem Gesicht und qualmender Pfeife entgegen. „Da, schau her, Bauer,“ rief er lustig und hielt ihm das Materlaten vor die Augen, „fertig ist's.“

Der Sepp warf einen giftigen Blick auf den Alten und brummte: „Wenn i' dir einmal eins setzen, wird drauf g'mal'n sein, wie d' in dem Dampf von deiner eigenen Pfeife derrickst!“ Und dann ging er mit wuchtigen Schritten in die Stube.

Nach dem Essen, beim Geschirrabwaschen, sagte der Michel leise und geheimnisvoll zu seiner Tochter: „Du, Rundi, hast dir's ja gut angeschaut, das Materl. Weißt mir ein schöners in der ganzen Gegend? Schaut das Wasser drauf nit her, als obs wirklich fein tät? Und nit einmal recht hingewinfert hat er, der Sepp, wie ich ihm's fürghalten hab'. Du, ich mein' alleweil, mit dem is was nit ganz in der Richtigkeit.“

* * *

Temperaturangaben dürften ganz geeignet sein, die Phantasie gewisser Marsenthusiasten etwas abzukühlen. Immerhin ist es denkbar, daß die sogenannten „Meere“ (das sind dunklere Gegenden, deren Ausdehnung je nach der Jahreszeit zu wechseln scheint) tatsächlich von Wasser eingenommen sind, freilich nicht von Süßwasser, sondern von stark konzentrierten Salzlösungen, deren Gefrierpunkt weit unter Null liegt.

Aus diesen Betrachtungen erkennen wir, daß wir auf der Erde immer noch „in der besten aller Welten“ wohnen, da wir auf den andern Planeten gar nicht oder kaum existieren könnten. Auf den beiden einzigen, wo ein Leben denkbar wäre, hätten wir es auch nicht angenehm; auf der Venus mit ihrer Hitze und Feuchtigkeit wäre es ungemeinlich schweißend auf dem Mars müßten wir dermaßen frieren, daß uns die irdischen Polarbewohner als glückliche Geschöpfe erscheinen müßten.

Schwere Glocken.

Die größte Glocke der Welt besitzt Rußland. Der Metallkoloß wiegt 4437 Zentner, hat eine Höhe von 18 Meter und einen Durchmesser von 7,04 Meter. Sie ruht seit 1836 auf einer Granitunterlage am Kremel in Moskau, gegossen wurde sie im Jahre 1734 von Michael Monierine. — Auch Peking (China) besitzt eine große Glocke von 1069 Zentner und 4,5 Meter Höhe; sie datiert vom Jahre 1403. Die größte Glocke Deutschlands ist die dreimal umgegossene, im Jahre 1875 in den Dom zu Köln abgelieferte „Kaiserlocke“. Sie wurde aus 22 im Kriege 1870 eroberten französischen Kanonen gegossen und hat ein Gewicht von 541,5 Zentner. Ihr Klöppel ist drei Meter lang und wiegt 14 Zentner. Die größte Glocke im St. Stefandom in Wien, die große „Nummerin“ genannt, wurde aus den im Jahre 1683 im Türkenkrieg eroberten Kanonen gegossen und wiegt 324 Zentner, mit dem Klöppel aber, Helm und Eisenwerk 514 Zentner. Seit 1874 darf sie nicht mehr geläutet werden, weil ihre Schwingungen eine Schwankung des Turmes von 15—20 Centimeter bewirken und so Turm und Umgebung Gefahr droht. Die Savoyarde auf dem Montmartre in Paris, die irdümlicherweise als die größte Glocke gilt, hat ein Gewicht von 362 Zentner. — Die schwersten Glocken der Schweiz sind:

Gußjahr	Kirche	Gewicht in Zentnern
1611	Bern, Münster	232
1904	Rorschach, protestantisch	162,74
1768	St. Gallen, Kathedrale	156
1756	Serisau	150
1505	Freiburg, Münster	146
1873	Basel, Münster	130,08
1899	Aarau, Stadtkirche	125,50
1902	Gers, Kathedrale	124,76
1880	Zürich, St. Peter	124,06
1583	Emmen, Münster	124
1637	Emmiedeln	124
1880	Emmen, Luzern	120,20
1852	St. Gallen, St. Lorenzen	118
1866	Glarus	115,12
1872	Teufen, protestantisch	111,48
1898	Schaffhausen, Münster	105,26
1633	Luzern, Soffkirche	105
1890	Dufnang, katholisch	104,78
1900	Zürich, St. Jakob	104,10
1900	Zürich, Predigerkirche	103,96
1890	Alpnach, Obwalden	100,80
1905	Alftätten, St. Gallen	100,70
1876	Sins, Aargau	100,52
1904	Zürich, Kreuzkirche	100,20
1583	Lausanne, Kathedrale	100
1892	Amriswil, Thurgau	99,84

Milchwirtschaftliches.

Warum wird bei Gewitter die Milch sauer? Jede Hausfrau hat zu ihrem Schaden die Erfahrung machen müssen, daß nichts so gefährlich für die Konservierung der Lebensmittel ist, wie ein Gewitter, das, selbst wenn es bei mäßigen Temperaturgraden auftritt, den Fermentationsprozeß von Fleisch und Milch ungemein rasch fördert, als es selbst große Hitze vermag. Am eklatantesten zeigt sich die Erscheinung bei der Milch. Wenn diese unmittelbar nach dem Gewitter gemolken oder bei dem Transport von einem Gewitter heimgeführt wird, so darf man sicher sein, daß sie sauer und im Zustande beginnender Fermentation an ihrem Bestimmungsort eintrifft. Ebenso wie sie beim Gewitter in der Küche gerinnt und sauer wird. Es liegt nahe, diese merkwürdige Erscheinung auf elektrische Einwirkungen zurückzuführen. Versuche, die im Pariser Pasteur-Institut vorgenommen wurden, haben indeß erwiesen, daß diese Annahme irrtümlich ist. Es gelang der Nachweis, daß selbst winzige Mengen fauliger Gase genügen, um den Fermentationsprozeß der Milch zu beschleunigen. Nun ist es aber bekannt, daß die Entladungen des Gewitters der Entwicklung der in der Erde befindlichen Gase den günstigen Nährboden bereiten, woraus es sich auch erklärt, daß wir nach einem Gewitter den Erdgeruch stärker wahrzunehmen

Es war wirklich etwas „mit ganz in er Michtigkeit“ mit dem Sepp. Die Kundl konnte kochen, was sie wollte, ihm schmeckte kein Essen mehr; sie mochte lachen und lustig sein, um ihn aufzuheitern, es gelang ihr nicht; sie mochte schmecken und trosten, er bemerkte es kaum. Nicht einmal sein Herzblinder, sein Lächelchen Broni, brachte es mehr zustande, ihm ein freundliches Wort oder eine Liebesförmung zu entlocken. Es lagerte eine Unlust über dem ganzen Haus, eine gedrückte Stimmung, wie die Schwüle vor einem Gewitter.

Die junge Bäuerin, der Lachen und Lustigkeit zum Leben schier ebenso not tat, wie die Luft zum Atemholen, hielt diesen Zustand auf die Dauer nicht aus. „Sepp“, sagte sie eines Tages zu ihrem Manne, „ich kann mich frei nimmer aus mit dir. Ein G'sicht machst allweil, wie die Schaf, wanns duntert — kein Lachen nimmer und kein gut's Wörtl. Fehlt dir was? Oder ist dir was nicht recht? Sag's raus!“

Der Bauer zuckte die Achseln und wandte sich schweigend ab. Aber Kundl ließ, einmal im Zuge, nicht ab, zu fragen. Und als alles Bitten und Schmeicheln ihm den Mund nicht öffnete, wurde sie selber böse und warf ihm vor, wie er durch sein verändertes Wesen den Hausfrieden störe, alle unglücklich mache zur Arbeit und nichts damit erreiche als zu all der Sorg und Plage, die sie ohnehin hätten, noch Unzufriedenheit und Uebellaunigkeit zu schaffen.

Da ging ihm aber nun plötzlich der Mund auf. „Freilich wohl, ich bin schuld! An allem bin ich schuld! Und wann ich mir die Finger blutig arbeit, und d' Wirtschaft geht doch z' Grund dabei — ich bin schuld! Du fragst freilich nichts danach — wann nur dein Vater gut versorgt ist und fleißig z' rauchen hat, oft bist schon z' frieden und lachst und singst das Blaue vom Himmel runter. Mir aber is's schon einmal z' dumm jetzt, das Leben —

pflegen als vorher. Es lag also nahe, zwischen der durch das Gewitter verstärkten Ausdünstung des Bodens und nach dem beschleunigten Fermentationsprozeß der Milch und anderer Nahrungsmittel einen tatsächlichen Zusammenhang anzunehmen. Um diesen Zusammenhang zu ermitteln, wurde am gleichen Ort und unter gleichen Umständen gleich alte Milch der Einwirkung der Bodenausdünstung einmal bei ruhiger Witterung und dann unmittelbar nach einem Gewitter ausgesetzt. Dabei wurde einwandfrei nachgewiesen, daß zwischen dem Tempo des Fermentationsprozesses und der atmosphärischen Depression dieser Zusammenhang tatsächlich besteht. Damit ist auch die Erklärung für die Veränderungen gegeben, die man bei andern organischen Stoffen, wie bei Fleisch und Wildbret, sowie bei der Fermentation leicht unterliegenden Flüssigkeiten unmittelbar nach einem Gewitter beobachtet.

Lokales.

— **Kurkolonie Andelfingen.** Bereits ist die Hälfte der Kurzeit dahingeeilt. Prätig schöne Tage sind uns beschieden, nur des Nachts macht sich die Wärme lästig bemerkbar. Nun ist die erste Abkühlung gekommen. Ein orkanartiges Gewitter hat uns am Mittwochabend zum Essen in den Saal verjagt und heute hangen graue Nebelwolken bis tief herab und lassen zarten Regen fallen. Da müssen wir uns die Zeit mit Spielen im Saal vertreiben. Eine schöne Geschichte, vorgelesen, bringt Ruhe in die Gesellschaft der Kolonisten. Dabei hoffen wir, daß uns in der zweiten Hälfte unseres Kuraufenthaltes nicht nur Regenwetter beschieden sei.

Der Gesundheitszustand der Kolonisten ist gut. Unsere Gastgeberin bemüht sich, durch reichliche und gute Kost den Kindern die Wangen färben und runden zu helfen und ich glaube fast, ihre Bemühungen werden Erfolge zeitigen.

Den Spendern von Genüssen und Früchten sprechen wir allen unsern herzlichsten Dank aus. Wie glänzen jeweilen die Neuglein, wenn wir den Kolonisten als Nachschick einige Pfäutchen, Äpfel oder gar Birnen servieren können.

Alle Grüße, die aus dem Weinlande zu uns heraufschweben, erwidern wir aufs beste und wir hoffen, daß wir Eltern und Freunden bei unserer Rückkehr ein frohes Grüßgott sagen können.

Die Kolonieleitung.

— **Obligatorische Lehrlingsprüfung** (Bezirk Winterthur, Andelfingen und Bülach). Zur Herbstprüfung 1923 sind verpflichtet alle Lehrlinge und Lehrlöcher, deren Lehrzeit vom 1. Juli bis 31. Dezember 1923 zu Ende geht oder bereits beendet ist, ohne daß die Betreffenden die Lehrlingsprüfung bestanden haben.

Die Lehrmeister und Lehrmeisterinnen sind zur rechtzeitigen Anmeldung verpflichtet. Die Anmeldeformulare sind für Gewerbe- und Industrie-Lehrlinge bei Herrn E. Hafner, St. Gallenstraße 52, Winterthur, für kaufmännische Lehrlinge auf dem Sekretariat des Kaufmännischen Vereins, innere Schaffhauserstr. 23, Winterthur, zu beziehen und an gleicher Stelle bis spätestens den 25. August wieder abzugeben.

Der Zeitpunkt der Prüfungen wird später bekannt gegeben.

— **Ob-Stammheim.** (Eingef.) Wir machen auch an dieser Stelle auf das nächste Sonntag im „Döfen“ in hier stattfindende Konzerte aufmerksam; die in hübscher Sennentracht auftretende Sängergesellschaft verfügt über ein reichhaltiges Programm, das gewiß allen Zuhörern Freude bereiten wird. (Näheres siehe im Inseratenteil.)

Kalenderschau.

— Der zweite Jahrgang des reformierten Volkskalenders. Die Besteller des „Volkskalenders“ für die reformierte Schweiz und ihre „Diaspora“ hatten letztes Jahr zuweilen einen gelinden Neger zu schlucken, wenn die Druckerei nicht so schnell zu bedienen vermochte, als die weit über Erwartung einlaufenden Aufträge es verlangten. Diesmal ist besser vorgesorgt und auch ein früherer Versandbeginn möglich. Was bringt der neue Jahrgang?

Zunächst denselben Willen zu gemeinsamer Arbeit mit allen Kräften unserer reformierten Landeskirchen und das nämliche Ziel: Einigkeit und lebendige Treue für das Erbe der Reformation zu mehr und für ihre freudige Verwirklichung inmitten der heutigen Verhältnisse einzutreten. Der „Volkskalender“ wendet sich an Alle nicht an irgend eine einzelne Geistesrichtung innerhalb unserer Kirchen, und er besitzt auch Mitarbeiter aus allen Kreisen und von allerbestem Klang. Von den bisherigen nennen wir Dr. D. Herli, den Präsidenten des Schweiz. Kirchenbundes, R. Stockmeyer, den Sekretär des protest. kirchlichen Vereins, Dekan Ganz in Zürich, Dekan G. Ringer in Luzern, J. G. Birnstiel in Romanshorn u. a. Aus der Reihe der neuen Mitarbeiter seien erwähnt: Dr. H. von Tavel, Dr. Wiescher in Basel, Joh. Jegerlehner in Bern, Appenzeller in Solothurn, Lic. F. A. R. in Stammheim, Alfred Suggenberger, Niklaus Bolt, Marbach, Straßer u. a. Ein neues Umschlagbild (Sämann von Rud. Wüger) und ein Kunstdruckblatt (Ruhe auf der Flucht von L. Kranach) zum Abtrennen und Einrahmen, ein Weihnachtslied mit einfacher Klavierbegleitung von G. Pestalozzi und eine Diasporakarte, dazu die „Kirchentafel“ mit zahlreichen praktischen Angaben und Nachweisen zeigen, daß der gute Erfolg den Heraus-

immer schaffen und schaffen, kein ruhiger Stund' z' ganz' Jahr, und nur immer zuschau'n wie and'r' reu' vertun, was ich derarbeit', und wann eins einmal ein schief's G'sicht macht, noch hör'n müssen, ich bin schuld! Da bedankt ich mich schon dafür!“

So, nun hatte sich der Partelsbauer vom Herzen gesprochen, was ihn all die letzten Monate gequält und bedrückt hatte. Die Tür fest ins Schloß werfend, trat er ins Freie und schlug den Weg zum Walde ein. Aber leichter war ihm doch nicht ums Herz. Es schlich so ein unbestimmtes Gefühl mit ihm, daß er seinem Weibe ungerechter Weise wehe getan und er sich eigentlich vor sich selber schämen müsse. Nur wollte er sich das nicht eingestehen, und seinen ganzen Trotz zusammenraffend, brummte er, wie um sich selber zu beruhigen oder seine Worte zu beschönigen: „Wußt doch einmal ein End' nehmen, die Lotterwirtschaft!“

Eine halbe Stunde nach seinem Weggehen trat der Marterlmichel mit freudestrahlendem Gesicht in seine Stube. Er warf einen Silbergulden auf die Tischplatte und rief lustig: „G'schenk g'henkt, nimmer geb'n, g'lieben, wieder geb'n! — Da schau her, Kundl, Schuld'n zahl'n will ich. Kannst wechseln?“

Doch war alle Lustigkeit sogleich verflogen, als er in das verweinte Gesicht seiner Tochter sah.

„Kundl, was is's? Was hat's geb'n?“

Die junge Bäuerin antwortete ausweichend. Was hätte sie ihm, ihrem Vater, auch sagen sollen? Ihn etwa durch ein unbedachtes Wort aus dem Hause treiben? Was sollte der alte, durch den Verlust seines einen Armes zu aller schwerer Bauernarbeit untätigliche Mann anfangen? Wohin könnte er sich wenden, wenn nicht das Heim der Tochter sein eigenes Heim bleiben konnte?

Aber der Alte fand nach ein paar vorsichtigen Kreuz- und Querfragen, die ebenso vorsichtig beantwortet wurden, doch her-

geben Mut gemacht hat, zu mehr und zu bessern nach all Seiten. Würdig und schlicht schaut Antistes v. Salis aus einem Rahmen von lauter (durch die von ihm angeregte Reformationskollekte erstandenen) Kirchlein. Burch. Mangold hat wieder seine herben, dem Beschauner nur allmählich ihren Reichtum enthüllenden Bilder beigeleitet und die andern Mitarbeiter des Stifts haben sich eigentlich seiner überlegenen Kunst eingefügt. So ist ein bunter und doch einheitlicher Kalender entstanden, der an Ernst und froher Erzählungskunst und was man sonst in einem guten Begleiter durchs Jahr zu finden wünscht, sich sehen lassen darf.

Das Kalendarium hat nun Platz für tägliche Notizen und durch Rothdruck hell hervortretende astronomische Angaben. Das Marktverzeichnis zeigt, was für Märkte an jedem Tag des ganzen Jahres im Schweizerland stattfinden. Sogar die Mode hat Gelegenheit bekommen, sich der sparsamen und soliden Frauenwelt dienstbar zu erweisen.

Als Preis blieb 1 Franken trotz der 128 Seiten. Druck und Versand durch G. Krebs, Basel, Fischmarkt 1. Ablagen in allen reformierten Gemeinden der deutschen Schweiz und der Diaspora.

Vermischtes.

— **In der Haifischleder-Fabrik.** Die tierischen Häute werden auf der ganzen Erde immer feltener, und das aus diesen hergestellte Leder, das wir so notwendig brauchen, wird immer teurer. Da ist man nun in Kanada und in den Vereinigten Staaten in neuester Zeit auf den Gedanken gekommen, die Fischhäute für die Lederherstellung auszunutzen, und hat damit große Erfolge gehabt. Die Fische, die sich am besten zur Lederfabrikation eignen, gehören alle der Haifischgruppe an, in der es etwa 16 Arten gibt. Diese Haifische leben in fast allen südlichen Regionen, in Florida, Australien, Afrika, China usw. und es wird jetzt eifrig auf sie Jagd gemacht, um die neue Industrie mit dem nötigen Rohstoff zu versorgen. J. Moog, der solche amerikanischen Haifischleder-Fabriken besucht, schildert in der „Umschau“ anschaulich, wie es dort zugeht. Die erste Arbeit ist das Abziehen der Häute, das sehr sorgfältig ausgeführt werden muß, damit keine Löcher entstehen. Dann kommt das Einsalzen und Verpacken, worauf die Häute in die Gerberei gehen, wo sie von Salz, Schmutz, Schuppen usw. befreit werden. Der wichtigste Vorgang bei der Haifischlederfabrikation ist die Entfettung. Die Häute enthalten nämlich eine Menge Fett und Del, das entfernt werden muß, um das Gerben zu erleichtern. Diese Entfettung geschieht z. T. durch Chemikalien, z. T. auf mechanischem Wege. Darauf werden die Häute meistens mit der Maschine, ein paar Mal gespalten und mit Chrom, Loh und anderen Gerbstoffen gegerbt. Das auf diese Weise erlangte Leder läßt sich färben und zureichten wie jedes andere Leder, und auch Kenner können nicht unterscheiden, um was für ein Leder es sich handelt. Der Haifisch erweist sich bei dieser Verarbeitung als ein sehr nützliches Tier, denn fast alles an ihm ist zu verwenden. Die Därme geben ein sehr schönes Handschuhleder, das auch beim Orgelbau benutzt wird. Der Magen liefert ein gutes Leder für verschiedene Zwecke, die Haut vortreffliches Leder für Schuhe, Reisetaschen und Portefeuilles. Das Fett und das Del bildet ein sehr wichtiges Nebenprodukt, und der Abfall wird zu Düngemitteln verwendet.

— **Eine Frau ohne Nerven.** In London soll eine Frau sich aufhalten, die von einer Unempfindlichkeit gegenüber Schmerzen ist, wie man es wohl noch selten gesehen hat. So hat man ihr ein glühendes Eisen auf den Fuß gelegt, und sie hat nichts empfunden. Ebenso hielt sie die Berührung mit Starkstrom, ohne sich zu bewegen, aus. Auch Gifte sollen keine Wirkung haben. So konnte sie ohne irgendwelche Folgen Arsenik schlucken. Man hat ihr sogar Typhus-, Cholera- und Tuberkulosebakterien eingespritzt, ohne daß sie erkrankt wäre. Alle diese Versuche sind von Ärzten, die vor einem Rätsel stehen, kontrolliert worden.

Humoristisches.

— **Dame:** „Mein Herr, ich kann das Rauchen nicht ertragen!“ — **Herr:** „So, dann ist es icho besser, Sie lönds blibe!“

— **Grund genug.** „Dei Bua macht mir a Mordsfreund!“ — **„Warum?“** — „Weil er nit mir g'hört!“

— **Ein Schwere nötter.** Sie (schmollend): „Erst war ich stets dein Paradiesvögelchen, dann dein Schwälchen, und neulich nanntest du mich eine Gans.“ — „Daraus ersiehst du doch, daß du meinem Herzen immer näher rückt.“

— **Die perfekte Hausfrau.** Das verliebte Paar war eben von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. „Geliebte Gilda“, sagte Georg, „wollen wir in den Garten gehen und etwas Spargeln zusammen holen?“ — „Ach, das wäre entzückend“, flüsterte Gilda begeistert. „Du kannst sie pflücken und ich werde die Leiten halten!“

— **Der Kapitän.** „Was soll denn das für eine Flüssigkeit sein, Kellner?“ — „Bonillon, Herr Kapitän.“ — „Na, dann bin ich schon 20 Jahre auf Bonillon gegesselt!“

— **Forderungen.** Arzt: „Hören Sie, lieber Freund, Ihre Krankheit ist auf erbliche Belastung zurückzuführen.“ — „Um so besser, dann schicken Sie die Rechnung meinem Vater!“

aus, um was sich die Sache drehe, und fand dadurch nur bestätigt, was er in der letzten Zeit durch das veränderte Schaben seines Schwiegerjohnes bereits geahnt und gefürchtet hatte.

Nachdenklich und schweigend strich er den ganzen Nachmittag durch das Haus, und erst beim Abendessen wurde er mit einem Male wieder lustig und aufgeräumt, so sehr, daß auch die Stimmung seines Schwiegerjohnes sich zu verschlechtern schien. Als sich dann alle erhoben hatten, um zur Ruhe zu gehen, schob er rasch und verstoßen den großen Bauernkalender unter den Zanker, nahm, ohne daß es die andern sahen, Linke und Feder vom dem verstaubten Ofenwinkel und trollte sich in zufriedenster Stimmung in seine Kammer.

Dort war das erste, daß er das kleine Fensterchen dicht verhängte, dann schüttete er etwas Wasser in die halb eingetrocknete Tinte, riß ein leeres Blatt aus dem Kalender und begann zu schreiben. Eine Aufgabe, so schwer und ungewohnt, daß ihm darüber drei Mal die Pfeife ausging.

Als aber die Kundl am nächsten Morgen das Blatt neben ihrem Bette fand, konnte sie doch ganz deutlich lesen:

„Meine vielgeliebte Tochter.“

Indem das ich weis, ich bin deinem Mann eine Sorg im Haus, weil ich nix ferdin, und kein Geld nicht da is, so wil ich auch was ferdinen. Indem das du aber keine Angst sollst ham, schreib ich dir diese Zeilen. Leicht kom ich ein bar Tag nit z'haus, weil ich geh ein Gansel schiffen. Wußt also keine Angst mit ham. Den Zeddel tu verbrennen, das ihn nimand nit lesen soll.

Dein geliebter Vater

Michel Steinmender.

(Fortsetzung folgt.)

Statthalterwahl. ←

→ WAHLVORSCHLAG.

Nachdem Herr Dr. Landolt von seiner gegnerischen Seite auf höchst geringe Weise angegriffen wird, möchten wir, da er noch nicht im ganzen Bezirke bekannt ist — der Wahrheit Zeugnis abgehend — mitteilen, dass Herr Landolt ein durchaus nobler Charakter ist und die Fähigkeiten derart besitzt, dass unser Bezirk in ihm in kurzer Zeit einen tüchtigen Statthalter erhält, der seine ganze Kraft seinem Amte widmen wird.

Wir empfehlen deshalb

Hrn. Dr. LANDOLT

in Klein-Andelfingen

als Bezirks-Statthalter.

Öffentliche Wählerversammlungen von Dörflingen, Alten und Klein-Andelfingen, die von 149 Anwesenden mit 142 Zustimmenden besucht waren.

Der amtlich bewilligte

Ausverkauf

i. Schuhhaus z. „Granate“

Schaffhausen

bietet jedermann grosse Vorteile

beim Einkauf. Daher säumen Sie nicht, sich auch für

späterhin einzudecken.

Beachten Sie meine Schaufenster.

Joh. Wengi.

Ist es möglich, dass Herr Oehninger sich mit der bisher betriebenen Politik als Statthalter noch neutral verhalten kann? Er trägt zu schwer auf beiden Achseln! Wir stimmen daher

Dr. E. Landolt

Wähler von Trüllikon.

Unsern Statthalter wollen wir in Andelfingen sprechen

und nicht in Bern. Darum unsere Stimme

Hrn. Dr. Ernst Landolt

Viele Wähler von Marthalen.

Soeben erschien

die Sommer-Ausgabe v. praktischen

Blitz

-Fahrplan

mit kostenloser Reise-Unglück-

Versicherung

Zu Fr. 1.20 überall zu haben

auch bei der Expedition des „Volksblatt“, Andelfingen.

Verlag: Orell Füssli, Zürich.

Vereinschronik

Schützenverein Thalheim

Oblig. Schießübung Sonntag,

den 19. August nachm. 1 1/2 Uhr.

Vor Schießgefahr wird gewarnt.

Anschließend Verhandlungen

betreffend Freundschafts-Schießen

Gez. u. zahlreiches Erscheinen

erwartet. Der Vorstand.

Feldschützengesellschaft

Ober-Stammheim.

Jungschützen: Gewehr lassen.

Sonntag, den 19. Aug. nachm.

12 1/2 Uhr, bei R. Langhard zur

Öffnung. — anschließend Schieß-

übung. Vor Betreten des gefähr-

lichen Geländes wird gewarnt.

Der Vorstand.

Schützenverein Oßingen.

Oblig. Schießübung Sonntag,

den 19. August, morgens 8 Uhr.

(Gratismunition). Versammlung

im „Schützenhaus“. Traktanden:

Jah. Programm. Bezug der Re-

stangen. Der Vorstand.

Militärschießverein Marthalen.

Jungschützen. Hauptübung.

Sonntag, den 19. Aug., mittags

1 Uhr. Vor Betreten des gefähr-

deten Geländes wird gewarnt.

Der Vorstand.

Blaukreuzverein Andelfingen.

Vereinsstunde Sonntag, den

19. August, abends 6 1/4 Uhr. An-

sprache von Herrn F. Müller,

Schaffhausen. Einzug der Monats-

beiträge. Jedermann ist freund-

lich eingeladen. Der Vorstand.

Schönes

Kalbfleisch,

empfiehlt höf.

A. Bachofen, Metzger,

u. Stammheim.

Zum Verkauf.

15 Hektoliter

Apfel- u. Birnensaft,

bei R. Langhard, Nußbaumweg,

Ob.-Stammheim.

Zum Verkauf.

1 Stubenwagen

komplet und ein Sportwagen gut

erhalten, bei

Jak. Aeberli, Döfingen 77

Zum Verkauf.

Zwei

Saugkälber,

14 Tage alt, bei

Ges. W. Deringer, z. „Amthaus“,

Ober-Stammheim.

Zum Verkauf.

Schöne

Fresser

und sechs Stück

Läufer,

bei G. Weidenmann, Adlikon.

Als Statthalter schla-

gen wir vor:

Dr. E. Landolt

Kl.-Andelfingen

Wir haben volles Ver-

trauen zu ihm.

Wähler von Benken.

Wer einen Statthalter

wählen will, stimme

Herrn Dr.

E. Landolt

Ein Ersatzmann dient uns nicht.

Viele Wähler

von Marthalen.

Schälicher & Co

Stempelfabrik Winterthur

Esch Metzgergasse-Steinberggasse

liefert schnell u. billig

Kautschukstempel

Siegel, Schablonen

Emailschilder

etc.

Stempel zu Fabrikpreisen

nimmt entgegen die

Buchdruckerei W. Hepting,

Andelfingen.

Zum Verkauf.

7 Stück erstklassige kleinere und

größere

Läufer

G. Bühner, Humlikon.

Telephon Nr. 54

Zum Verkauf.

Ein 10 Tage altes

Saugkalb,

„Rothaus“ Kl.-Andelfingen

Nebenverdienst!

Gut eingeführte Schweiz.

Lebensversicherung sucht

tüchtige Agenten

gegen hohe Provision. An-

meldungen unt. Chiffre J. H.

1360 Z. an Schweiz-Annon-

cen A.-G., Zürich I, Bahn-

hofstrasse 100.

Wahlvorschlag.

Berg — Buch — Gräslikon

Wir stimmen mit Ueberzeugung für

Herrn Nationalrat

Jak. Oehninger.

Die Wähler am Irchel.

Wählt

Dr. Landolt

als Statthalter!

Der 30jährige Statthalter Moser wurde mit Recht als einer

der besten Untersuchungsrichter im Kanton Zürich bezeichnet.

Mit 28 Jahren zog Herr Tobler in den Regierungsrat

ein und auch ihn können wir den Wägsten nennen.

Darum laßt uns nicht irre führen!

Alte Wähler von Volken.

Herr Nationalrat Oehninger soll auch in den schlechten

Zeiten bei den Wägsten bleiben! Stimmt daher

Hrn. Dr. E. Landolt

Kl.-Andelfingen.

Wähler von Ober-Stammheim.

Wer sich unrechtmässig einen Titel aneignet, ist

unter

Straf-Klage

zu stellen. Heute noch läßt sich Herr Dr. Landolt

als Dr. juris anpreisen. Landolt ist Dr. rer. oec. (und

nicht Jurist).

Turmbau

und

Kirchen-Renovation

zu Andelfingen

1859-1865

Separat-Abdruck

aus dem „Volksblatt von Andelfingen“.

Preis brochiert 40 Cts.

Zu beziehen bei der Exped. d. „Volksblatt“

Gerechtigkeit die erste Pflicht des Statthalters.

Wie viele intime Freunde hat sich ein so bekannter Mann wie Dehninger in seinen unzähligen Stellungen während eines Menschenalters erworben!

Nun wollt Ihr ihm zumuten, daß er im Streitfalle Keinen mehr kenne, daß er die Worte eines armen Geißpürli' als gleiche Münze wie diejenigen seiner zahlreichen Behördenfreunde nehme?

Oh, liebe Bürger, es menscht überall, wir wollen Keinen zu stark belasten, wir wollen Hrn. Dehninger nicht vor die bittere Wahl stellen, hin und wieder beide Augen zuzudrücken oder aber als rücksichtsloser Beamter den Freund verleugnen zu müssen.

Herr Dehninger bleibe Nationalrat, Kantonsrat, Bezirksrat, Wirt und Kommissionspräsident aller Orten,

Statthalter dagegen werde:

➡ **Dr. Ernst Landolt.** ←

Das Alter der Kandidaten.

Warum wechselt ein in den 50er Jahren stehender, gutsituerter Mann noch seinen Beruf?

Doch, um es ringer zu haben, um abzurüsten, um dem Alter Rechnung zu tragen, aber nicht um sich in ein neues Hauptamt einzuschanzen, so etwas überläßt man einem Jüngern.

Nationalrat Dehninger ist in verhältnismässig wenig Jahren abgewirtschaftet, der junge Landolt aber dann in vollem Zuge einer ersten Arbeitskraft.

Wir schätzen unsern Dehninger viel zu sehr, um ihm die Aufregung des Statthalteramtes noch aufzubürden in einem Alter, wo vermehrte Ruhe Lebensbedingung ist.

Also soll **Dr. Ernst Landolt** Statthalter werden.

Freunde Dehningers.

Ein Kuhhandel.

Warum wurde Herr Nationalrat Dehninger als Statthalterkandidat von seinen Parteifreunden vorgeschlagen und warum wurde zugleich verlangt, daß Herr Dehninger dann seine vielen Aemtlein (Nationalrat, Kantonsrat, Bezirksrat, 12 Kommissionen) abgeben müsse? Damit einer den Nationalrat, ein anderer den Kantonsrat, ein dritter den Bezirksrat übernehme und die andern Getreuen mit einträglichen Kommissionspöstchen dekoriert werden können!

Diese Aemtlein-Schieberei der paar Herren ist zu durchsichtig, wir stimmen darum dem jungen

Dr. ERNST LANDOLT.

Dankbarkeit!

Die Freunde Dehningers sagen, aus Dankbarkeit solle man ihm stimmen und nicht Dr. Landolt.

Haben diese Freunde und hat auch Herr Dehninger ein so kurzes Gedächtnis, daß sie alle vergessen haben, daß es vornehmlich Ratsschreiber Ernst Landolt sel. war, der die Lichtigkeit Dehningers seinerzeit ans Licht zog?

Es wäre nun in erster Linie Dankespflicht von dieser Seite, wenn der mit allen Glücksgütern gesegnete und mit Aemtern überhäufte Herr Dehninger dem Sohne seines verstorbenen Gönners auch etwas zum Leben überließe!

Eine Anzahl Wähler.